

Ueber's Meer.

Roman von **P. E. v. Areg.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Ich weiß nicht," sagte Mister Churchill darauf, „ob Sie der Sache irgend welches Gewicht beilegen, und es fehlt mir an einer Beurtheilung darüber aus dem Grunde vollkommen, weil ich den Angelegenheiten, die Sie zu uns führen, völlig fremd stehe und sie nur ihren allgemeinen Umrissen nach kenne. Ich war nämlich vor zwei Tagen gegen Mittag im Centralhotel, um bei dem Portier dort eine Auskunft einzuziehen. Ich war nicht in der Dienstkleidung, sondern im Civilanzuge. Während meiner Anwesenheit in der Portierloge kam ein Mann herein, der nach Kapitän Allings fragte."

„Wie sah der Mann aus?" erkundigte sich Tappmann, und aus der Beschreibung, die er erhielt, ersah er augenblicklich, nur Wilhelm Arend und kein Anderer sei jener Mann gewesen.

Dann fuhr der Beamte fort: „Er erhielt die Antwort, der Kapitän sei verreist, wohin? wisse der Portier nicht. Ein gerade anwesender Schwarzer, der beide Fragen und Antworten hörte, gab bessere Auskunft: Kapitän Allings sei eben nach Hazleton gereist, er habe sein Gepäck nach dem Bahnhof getragen."

„Mein Weg ist bezahlt," versetzte Tappmann, indem er sich empfahl.

14.

Kapitän Allings erschien pünktlich an dem Tage, den er Tappmann bei dessen Abreise von Hazleton bezeichnet hatte. Dieser hatte sich den Termin gut genug in seinem Gedächtniß verzeichnet, um ihn nicht zu vergessen. Welche Hoffnungen hatte er auf dieses Zusammentreffen gebaut an jenem Tage voll Glück und Sonnenschein, den er in Hazleton verlebte, an jenem Tage, an dem er dem Kapitän in seinem tiefbewegten Innern Abbitte gethan hatte um des Verdachtes willen, der in seinem Herzen Platz gegriffen! Welch' ungeheuren Umschlag hatte dann ein armseliges Blatt Papier in seinem Glauben an den Mann hervorgebracht, dessen durchaus ehrenhaften Charakter er damals voll Bewunderung angestaunt hatte!

Auch jetzt, wo er sich berufen fühlte, ihm die künstliche Maske, die er der Welt zeigte, vom Gesicht zu reißen, konnte er sich eines gewissen Mitleids mit dem Unglücklichen nicht erwehren. Er war längst mit sich darüber einig, daß die Schritte, welche er gegen Allings thun mußte, erst bei seiner eigenen Rückkehr nach Europa vorgenommen werden konnten, denn hier war er zur Preisgabe seiner Entdeckungen an die Gerichte nicht berufen; allein schon der Gedanke an jenen Tag, wo dies geschehen mußte, war ihm ein fürchterlicher, weil er damit ein Familienglück zerstören mußte, dessen Erhaltung seinem eigenen Herzen so über Alles theuer war.

Aus diesem Grunde hatte er auch einen harten Kampf mit sich selbst zu bestehen, bevor er zu dem Entschluß gelangte, den Kapitän, der inzwischen zu seiner Kenntniß gelangten Dinge ungeachtet, hier wieder zu sehen. Er wußte, daß die Aufgabe für ihn keine leichte war, mit dem Manne in anscheinend freundschaftlicher Weise zu verkehren, den er eines häßlichen Verbrechens schuldig wußte; aber der Gedanke daran, daß noch Wochen vergehen würden, bis es zur Katastrophe kam, und daß er während dieser Wochen wenigstens den Frieden in der Brust des geliebten Mädchens rein und ungetrübt erhalten konnte, bestärkte ihn in dem Vorsatze, auf sich selbst in diesem Falle nicht die allergeringsten Rücksichten zu nehmen.

Er ging am Morgen des vorausbestimmten Tages nach dem Centralhotel und fand Kapitän Allings seiner wartend.

„Ich rechnete mit Sicherheit darauf," rief ihm dieser entgegen, „daß Sie Ihrem Versprechen treu bleiben würden, Sir. Wir haben uns sicherlich nicht deshalb zusammengefunden, um uns in wenig Tagen wieder zu verlieren. Ich bringe Grüße und Einladungen von Hazleton mit."

„Haben Sie Dank dafür, Sir," entgegnete Heinrich, „weil Sie mir damit gleichzeitig den Beweis liefern, daß man mich in Ihrem lieben Hause nicht vergessen hat. Die Stunden, die ich dort verlebte, gehören zu den glücklichsten meines Lebens und werden mir immerdar unvergeßlich sein."

„So ist es vielleicht auch keine Unbescheidenheit von meiner Seite, wenn ich Ihnen ganz offen eingestehe, daß wir Alle, so kurz auch die Zeit war, die uns zusammenführte, Sie doch herzlich lieb gewonnen haben."

Es zitterte etwas wie tiefe Bewegung in den Worten Allings', er ergriff die Hand des jungen Mannes und drückte sie kräftig.

„Damit habe ich Alles gesagt," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „was unsere gegenseitigen Beziehungen zu regeln geeignet ist. Ich komme nun auf die



Der Tod der Virginia. (S. 195)

Einladung zurück, die ich Ihnen von meiner Familie zu überbringen habe. Schneller als ich gedacht, hat sich die Befrachtung meines Schiffes vollzogen, und die Wahrscheinlichkeit liegt sehr nahe, daß ich innerhalb der nächsten acht Tage wieder in See gehe. Aus diesem Grunde wäre es für mich außerordentlich erwünscht, wenn Sie mir das Vergnügen machen wollten, mit uns die letzten Tage meines diesmaligen Aufenthaltes hier gemeinschaftlich in Hazleton zu verleben. Diese Bitte spricht nicht nur meine eigenen Wünsche aus, sondern sie begreift auch diejenigen meiner Frau und Tochter in sich."

„Ich hatte mir allerdings fest vorgenommen, Ihren Lieben noch einen Besuch in Hazleton zu machen, bevor ich diesen Erdtheil wieder verlasse, allein mit einem so kurzen Zwischenraum sollte das, wie ich mir vorgenommen hatte, nicht geschehen. Ich kann im Augenblicke kaum entscheiden, ob meine sonst eingegangenen Verpflichtungen mir gestatten, solch' gütiger Einladung Folge zu leisten."

„Kränken Sie uns nicht insgesammt durch eine Absage, Sir."

Was sollte Heinrich thun? Ein rascher Entschluß war ganz unvermeidlich, und doch befand er sich niemals in einem größeren Dilemma, als gegenwärtig. Die Sehnsucht nach der Geliebten, der ungeheure Drang, sie wiederzusehen, den er nach den Erfahrungen der letzten Tage mit so viel männlichem Willen niedergekämpft hatte, erwachte mit neuer Kraft in seinem Herzen. Und daß sie selbst ihn zu sich rief, das war es, was für ihn den Ausschlag gab. Lag nicht in der Bitte, er möge zu ihr kommen, ein stilles Eingeständniß ihres Herzens, daß sie ihn liebe? — Er mußte mit der Maske der Falschheit auf dem Gesichte vor ihr erscheinen, aber war das nicht immer besser, als wenn er jetzt schon störend in den Frieden ihrer Seele griff? Sein Verstand sagte ihm gut genug, daß ein Besuch in Hazleton einem Unrecht auf seiner Seite gleichkäme; aber wo haben Vernunftgründe bei einem heißen Herzen jemals den Sieg über die Liebe davongetragen?

Er nahm also die Einladung an, aber nur für einen, den morgenden Tag. „Ich will Sie," setzte er hinzu, „mit der Darlegung der Gründe, die mich dazu zwingen, nicht langweilen, allein sie sind für mich bestimmend."

„All right," versetzte Allings. „Sie müssen aber schon jetzt mein Gast sein. Wir verbringen die wenigen Stunden unseres Aufenthaltes in New-York zusammen — ich bin nämlich schon gestern Abend hier eingetroffen — und reisen miteinander am Nachmittage nach Hazleton. Dort werden wir am Abend erwartet."

Gegen diesen Vorschlag machte Heinrich keine Einwendungen. Das Erste, was sie gemeinschaftlich miteinander vornahmen, war ein Besuch auf dem „Falken".

Sie fanden die Ladung bereits verstaut. Die Leuten waren damit beschäftigt, Kohlen, Wasser und Proviant einzunehmen. Es bedurfte jedenfalls nur eines Zeitraumes von wenigen Tagen, bis das Schiff in See gehen konnte.

Der Kapitän deutete wiederholt darauf hin. „Meine Geschäfte haben sich weit schneller abgewickelt, als ich bei meiner Ankunft hier erwarten durfte," sagte er. „Nun wartet mein gutes Schiff nur auf seinen Kapitän. Und er wird kommen, sobald es Zeit ist."

Heinrich schwieg. Mit Gewalt drängte sich das Bild dessen vor seine Seele, was den Kapitän erwarte, wenn er drüben im alten Lande angekommen wäre. Ihn schauderte, wie er daran dachte.

Sie kehrten in's Centralhotel zurück und speisten dort miteinander ganz wie ein paar alte, gute Freunde. Sie hatten sich Beide vollkommen in ihrer Gewalt, und welche Last von Elend lag zwischen diesen beiden anscheinend so lebenslustigen Männern aufgehäuft!

Gegen Abend ging der Zug nach Hazleton. Sie fuhren einander gegenübersitzend in lebhafter, munterer Unterhaltung die lange Strecke.

Als die Dunkelheit einbrach, näherte man sich Hazleton. Und Heinrich sah wieder, als sie sich auf der großen Kurve befanden, die erleuchteten Fenster von des Kapitäns Villa zu sich freundlich herüberwinken.

Dort wartete ein holdes Wesen, an dem er mit Herz und Seele hing, und das er in Elend und Jammer zu stürzen bereit war!

Das war mehr, als von eines Menschen Kraft verlangt werden durfte. Wenn er je vor dem Berufe, den er sich selbst gewählt, einen gründlichen Abscheu hatte, so war es in diesem Augenblicke der Fall.

Allings Auge ruhte prüfend auf ihm . . .

Hatte er sich vergessen? War der Ausdruck des Schmerzes, der seine Brust durchwühlte, auf seinen Zügen erschienen? Er wandte den Blick von den winkenden Fenstern und raffte sich zusammen.

„Dort drüben liegt Ihr Heim," sagte er.

„Lassen Sie Ihre Gedanken dort hinüberfliegen, Sir, aber mögen es freundlichere Bilder sein, die sich dann vor Ihre Seele stellen, als diejenigen gewesen sein müssen, die Sie in der kaum vergangenen Minute sahen."

Heinrich konnte ein schmerzliches Lächeln nicht unterdrücken: wie scharf war das Beurtheilungsvermögen dieses Mannes über seinen Seelenzustand, von dem er doch auch nicht die geringste Ahnung hatte!

Und nunmehr hielt der Zug.

Des Kapitäns Wagen war da, die Herren abzuholen. Neben dem schwarzen Kutscher saß Allings' Sohn auf dem Bocke, der lustig mit der Peitsche knallte. Er hatte es sich nicht nehmen lassen wollen, Papa und den Freund des Hauses selbst heim zu kutschiren.

„Heute werden Sie nicht dazu kommen, Sir," sagte er munter, als die Herren eingestiegen waren, „unserem Troll in die Zügel fallen zu müssen. Hier sitzt der Mann, von dem er sich regieren läßt, ohne durchzugehen."

Er fuhr in scharfem Trabe die Straße hinunter und brachte nach nur sehr kurz bemessener Zeit die Insassen des Wagens vor die Rampe der Villa.

Die Begrüßung Heinrich's durch Mutter und Tochter war eine ebenso zuvorkommende, wie herzliche. Sobald sich Heinrich wieder in dem kleinen geschlossenen Kreise dieser lieben Menschen befand, ging ihm das Herz auf, und er war im Stande, alle die trüben und niederdrückenden Gedanken zu vergessen, die in den letzten Tagen so schwer auf seiner Seele geruht hatten.

Man setzte sich an den Theetisch, und damit war die Behaglichkeit eines angenehmen Familienheims hergestellt. Alles war Harmonie, nichts verletzte. Mit welcher achtungsvollen Zärtlichkeit begegnete Allings seiner Gattin! Wie liebevoll strahlten ihre Augen, wenn sie auf die Worte des Gatten lauschte, wie süß klang ihre Stimme, wenn sie ihm antwortete! Und wie innig und zart war das Verhältniß zwischen Kindern und Eltern, welche Menge von Liebe und Güte lag in den Worten des Elternpaares, wenn es zu seinen lieben Kindern sprach, wie viel Verehrung und Zuneigung in den Worten dieser Kinder.

Heinrich war häufig nahe daran, an seinem gesunden Verstande zu zweifeln, es kam ihm so vor, als ob er im Wahnwitz die Lüge eines Schurken über diesen Mann vernommen haben müsse.

„Wir werden Sie dieses Mal nicht wieder den Bequemlichkeiten eines Nachtquartiers im Hotel überlassen, Sir," sagte Mistreß Allings in der Fortsetzung des eingeleiteten Gespräches, „sondern bitten Sie, mit dem vorlieb zu nehmen, was wir in unseren eigenen Räumen Ihnen zu bieten vermögen. Unsere Gaststube steht bereit, den Freund unseres Hauses aufzunehmen."

„Sie geben mir in Ihrer Güte bereits einen Namen, verehrte Frau," entgegnete Heinrich nicht ohne eine flüchtige Verlegenheit, „den ich erst zu verdienen mir angelegen lassen sein muß."

„Der lebendige Beweis, daß Sie diesen Namen bereits verdient haben," warf Feddy mit einem leuchtenden Blicke aus ihren dunklen Augen ein, „sitzt ja vor Ihnen, Sir."

„Du betonst das, Kind," mischte sich der Kapitän ein, „was unsere Achtung und Zuneigung zu unserem lieben Gaste beginnen ließ. Ich habe aber alle Ursache, einen noch größeren Werth darauf zu legen, daß unser bisheriger Verkehr das kaum geschlossene Band so gekräftigt hat, daß es uns die beste Gewähr für eine dauernde Vereinigung zu bieten verspricht. Ich bin gewiß, Sir, Sie werden nicht von uns gehen, ohne uns eine dauernde und für uns ehrenvolle Erinnerung zu bewahren, und wenn uns das Geschick vielleicht auch erst nach Jahren wieder einmal zusammenführen sollte, so werden Sie doch sicherlich dessen eingedenk bleiben, wo die Leute wohnen, die es sich zur Ehre schätzen, sich Ihre Freunde nennen zu dürfen."

In solcher Weise wurde die Unterhaltung am Theetisch eröffnet und in ähnlicher Weise spann sie sich während des Abends fort. War es ein Wunder, daß unter solchen liebenswürdigen Menschen auch Heinrich's Herz sich weiter und weiter öffnete, um all' die leuchtenden Strahlen von Glück einzusaugen, die der Umgang mit ihnen bot? Und dabei saß ihm das Mädchen gegenüber, die er mit aller Gluth seines Herzens liebte und der er doch entsagen sollte und mußte! Er hätte die zarte Gestalt an seine Brust reißen und diese süßen, ihm so glühend entgegenwinkenden Lippen mit tausend heißen Küssen bedecken mögen; war er nicht jung, kochte nicht das wilde, begehrliche Blut der Jugend in seinen Adern, und sagten es ihm nicht diese feurigen dunklen Augen so deutlich, als ob es der kleine Mund selbst ausgesprochen hätte: Ich liebe Dich! Ich liebe Dich!

Er hatte noch einen Tag zu träumen, und dieser Traum war süß, viel zu süß, als daß er nur einen Versuch gemacht hätte, zur bitteren Wirklichkeit zu erwachen.

Dem glücklichen Abend folgte die stille Nacht, und der Morgen brachte den neuen Tag. Und Heinrich träumte an diesem neuen Tage den Traum weiter, der alle seine Sinne gefangen nahm. Aber je weiter die nie rastende Zeit vorrückte, je mehr überkam ihn eine eigenthümliche Unruhe, der Drang, seinem Herzen einen einzigen lauten Aufschrei zu gönnen. Es war unmöglich, daß er mit all' diesen unausgesprochenen Gefühlen von ihr schied, die er liebte.

Dieses beklemmende Gefühl hatte ihn aus dem Zimmer hinausgetrieben in den Garten. Die Sonne neigte sich bereits, es wollte Abend werden. Und als er ein paarmal durch die einsamen Gänge geschritten war, sah er ihr helles Kleid in der Ecklaube schimmern, von der aus man den besten und weitesten Blick auf die Landschaft genoß.

Er trat zu ihr.

„Was ist es," fragte sie mit einem sanften Lächeln auf ihren holden Zügen, indem sie ihn aufmerksam betrachtete, „was Sie an diesem Tage voll Heiterkeit und Freude verstimmen kann? Ich sah Sie schon fröhlicher hier, als zu dieser Stunde."

Er blickte lange in ihre leuchtenden Augen,

bevor er eine Antwort gab. Und als endlich der Ton seiner Stimme zu ihr klang, war dieser so weich und traurig, daß es ihr die Thränen in die Augen trieb.

„Ich kann nicht von hier fortgehen," sagte er, „ohne diesen unbewachten Augenblick zu benutzen, der mir gestattet, Sie einen Blick in mein Herz thun zu lassen, Feddy. Glühende Leidenschaft, Raserei, Anbetung war es, was ich für Dich empfand, Mädchen, als ich vor Tagen in Deiner Nähe weilen durfte. Wenn es eine Möglichkeit gäbe, daß diese Gefühle für Dich sich steigern könnten, so wären diese letzten Stunden die geeignetste Zeit dafür gewesen. Dich ansehen zu dürfen, dünkt mich das reinste Glück, Dich lieben zu dürfen, Seligkeit. So steht es in meinem Herzen, Du holder Engel meines Lebens! — Und nachdem Du das aus meinem eigenen Munde weißt, so lerne auch das Entsetzlichste begreifen; das Geschick hat mein Urtheil auf seine ehernen Tafeln geschrieben: ich darf Dich nicht lieben, ich muß vor Dir fliehen!" (Forts. folgt.)

Der Tod der Virginia.

(Mit Bild auf Seite 193.)

Um die Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. hatte sich Appius Claudius als Vorsitzender der Decemvirn oder des Rathes der Zehn in Rom die Gewaltherrschaft in Rom angemaßt. Der vor keiner Schandthat zurückbebende Machthaber fand Gefallen an der Virgina, der bildschönen Tochter des Plebejerführers L. Virginius, die mit dem früheren Volkstribun L. Icilius verlobt war. Auf sein Anstiften mußte einer seiner Anhänger das Mädchen als seine entlaufene Sklavin beanspruchen, die von der kinderlosen Gattin des Virginius als ihr eigenes Kind untergeschoben worden sei. Dadurch sollte der Streitfall vor den Richterstuhl des Appius Claudius selbst und damit das Mädchen in dessen Gewalt gebracht werden. Bei der öffentlichen Verhandlung sprach denn auch der Decemvir dem Kläger den Besitz der Jungfrau zu, aber der vom Heere, wobei er gegen die Aequer im Felde stand, nach Rom geeilte Vater ergriff ein Messer und stieß es seiner Tochter in's Herz, um sie vor den Nachstellungen des Gewalthabers zu bewahren (siehe unser Bild auf S. 193). Als Virginius unter dem Schutze treuer Freunde dann wieder im Lager erschien und das Vorgefallene berichtete, brach ein Aufstand aus, der bald auch alle Plebejer der Stadt Rom mit fortriß und den Senat zwang, die Decemvirn zur Abdankung zu bewegen. Appius Claudius selbst endigte nach Einigen durch Selbstmord, nach Anderen wurde er hingerichtet.

Der Astbau der Bäume.

(Mit Bild auf Seite 196.)

Die Anordnung der Aeste ist niemals ohne eine gewisse Regelmäßigkeit, und diese Verhältnisse sind, wie unser Bild auf S. 196 zeigt, für jeden Baum charakteristisch. Bei der Eiche stehen fast alle Aeste nahezu wagerecht vom Stamme ab und sind knorrig, vielfach auf- und niedergezogen, mannigfach geknickt und narbig. Bei der Rüster oder Ulme dagegen streben die Aeste spitzwinklig nach oben, während die äußeren und schwächeren vielfach hin- und hergebogen und nach unten geneigt sind. Bei der Weide bilden die Aeste spitze Winkel, sind aber in der Regel tiefer unten am Stamm nach abwärts gerichtet. Hängende lange Aeste und Zweige gewahren wir an der Trauerweide und der Birke, sanft gebogenes Geäst bei der Linde, bei der Pyramidenpappel aber fast parallel mit dem Mutterstamm in die Höhe steigende Aeste und Zweige. Bei der Fichte gehen die langen, schwanken und zähen Aeste unter stumpfen Winkeln vom Stamm ab und neigen sich, namentlich in der untersten Hälfte des Baumes, dem Boden zu. Wie leicht sich aber die Bäume bezüglich ihrer sogenannten Tracht, d. h. der Ast- und Zweigbildung, auch künstlich ziehen lassen, das zeigen uns endlich neben Kugelakazien, Pyramideneichen und anderen künstlich gezogenen Formen namentlich manche Erzeugnisse der Spalier- und Zwergobstbaumzucht, wobei oft die seltsamsten Astformen (wie bei dem Kandelaberbaum und der Kreispalmette auf unserem Bilde) zu Tage gefördert werden.

Im Angesicht des Todes.

Selbsterlebtes

von

Heinrich Penn.

(Nachdruck verboten.)

Ueber meinem Bette hängt seit Jahren ein zierlich gearbeiteter Revolver kleinen Kalibers, ein Geschenk meines unvergeßlichen Freundes Albert Gußmann, der nun auch heimgegangen ist, ein echtes, reiches Dichtertalent, wie es auch Robert Hamerling, der Gußmann's „Erinnerungen" herausgab, in der Vorrede dazu betonte. Mein armer Freund gab mir die Waffe einige Wochen vor dem Tage, als wir ihn hinaustrugen auf den reizend gelegenen Friedhof zu Klagenfurt, wo er nun in vaterländischer Erde ruht und die Karawanken im Morgensonnengoldduft herabsehen auf den braven Sohn des schönen Kärntnerlandes. Ich hatte den Revolver, der bei einer früheren Gelegenheit entladen wurde, von der Wand genommen, um den Schaft zu poliren, da ich ihn am nächsten Tage, der ein Sonntag war, auf einer von uns projektirten Vergnügungsfahrt mitnehmen wollte. Meine Frau saß am Fenster und nähte an einem Kleide für mein kleines Töchterchen, das eben mit dem Kindermädchen auf dem Rasen des Bergplatzes spielte.

Es war Nachmittag. Die Sonnenstrahlen fielen schräg durch die üppig wuchernden Bohnenguirlanden, welche die Fenster wie mit einem Vorhang übersponnen hatten, so daß die transparente Beleuchtung der Blätter einen goldiggrünen Schimmer durch's Zimmer verbreitete. Von außen drang hin und wieder das helle Kinderstimmchen Jettchens herein, ein Mäuslein grub sich unter dem Kamin einen Gang, sonst war es ganz stille um uns.

Ich hatte den Revolver, die Mündung gegen mich gekehrt, an die Brust gedrückt und den Kolben an den Tisch gestemmt. Ich wußte ja, daß die Waffe entladen war. Ich drückte den Hahn halb zurück und polirte emsig. Mit einem Male glitt meine Hand aus, der Hahn schnappte zu. In diesem Augenblicke erhielt ich einen eigenthümlichen Schlag auf die Brust. Es durchzuckte mich wie ein elektrischer Strahl. Etwas Fremdes drang in meinen Körper. An der Stelle, wo ich erst den kalten, eisernen Lauf gefühlt, verspürte ich nun ein sonderbares Brennen. Mir ahnte aber noch nicht, was geschehen war. Da fiel mein Blick auf das Hemd, ich bemerkte eine an den Rändern verbrannte Oeffnung. Ich schleuderte den Revolver weg, riß das Hemd auseinander. Eine Wunde war auf der Brust sichtbar und blitzschnell durchzuckte es mich: das war ein Schuß! Meine Frau, von dem Lärm des fallenden Revolvers erschreckt, sah auf.

„Marie," rief ich, „ein Unglück ist geschehen!"

Halb fragend, halb entsetzt ruhte ihr großes Auge auf mir. Ich zeigte auf die Brust.

„Marie, ich habe mich in die Brust geschossen!"

Sie sprang auf, warf in der Hast den Stuhl um, auf dem sie saß, und stürzte auf mich zu. Sie fand die Wunde, sah den Revolver auf dem Boden und errieth Alles.

Ich hatte beim Entladen einen Lauf übersehen, als der Hahn zuschlug, entlud sich derselbe. Sonderbar war es nur, daß wir Beide fast nichts von dem Schusse gehört hatten.

Marie faßte sich zuerst. Mit jenem bewunderungswürdigen Instinkte der Frauen, der sie in Momente der Gefahr stets das Richtige finden läßt, preßte sie ihr Taschentuch an die Wunde, stürzte dann die Treppe hinunter und rief den Redaktionsdiener.

„Einen Arzt, um Gottes willen einen Arzt!"

Der Diener eilte davon. Dann kam sie wieder. Sie tauchte ihr Tuch in kaltes Wasser und hielt es so lange an die Wunde, bis der Arzt kam. Er wohnte nebenan und erschien sofort.

„Was fehlt Ihnen, Doktor?" fragte er und reichte mir die Hand.

„Ich glaube, bald das Leben," antwortete ich.

Er sah mich verwundert an. Mit zwei Worten hatte ihn Marie verständigt.

Er schüttelte den Kopf. Dann drängte er sie trotz ihres Sträubens aus dem Zimmer. Endlich ging sie, als ich auch darum bat.

„Rasch, mein Freund," sagte ich „was ist Ihre Meinung?"

„Ich muß die Kugel finden."

„Und wenn Ihr Suchen umsonst ist, was dann?"

„Das wäre schlimm," sagte er ernst.

„Also suchen Sie die Kugel."

Er entfernte das Tuch und fuhr mit der Sonde in die Oeffnung. Es war ein Schmerz, wie ich einen ähnlichen noch nicht empfunden, einen Schmerz, um wahnsinnig zu werden. Ein nervöses Zucken durchlief meinen Körper, ich preßte die Zähne krampfhaft aufeinander, daß sie knirschten. Endlich zog er die Sonde heraus.

„Nun?"

„Ich finde die Kugel nicht!"

„Dann suchen Sie noch einmal."

Er stieß die Sonde neuerdings hinein bis an's Heft. Ich verlor die Besinnung. Als ich wieder zu mir kam, stand der Arzt mit traurig verlegener Miene vor mir.

„Noch nicht?" fragte ich entsetzt.

„Noch nicht!"

„Was nun?"

„Man soll die Hoffnung nicht verlieren —"

„Nein," rief ich, „das sind leere Tröstungen, ich will die Wahrheit. Ich habe Weib und Kind und muß noch sorgen für sie. Sagen Sie mir die volle Wahrheit!"

„Armer Freund," erwiederte der Arzt und reichte mir die Hand, „dann ordnen Sie Ihre Angelegenheiten. Tritt, was bei der Art der Verletzung leicht möglich ist, der Brand hinzu, ist keine Hilfe mehr, und ich fürchte, es ist bis dahin nur noch eine kurze Zeit. Dann —"

„Vollenden Sie," rief ich erregt, „ich bitte darum."

„Dann kann es zwei Tage dauern, länger nicht!"

Ein furchtbarer Aufschrei gellte in diesem Moment durch das Zimmer, meine Frau, die es nicht mehr draußen litt, war eingetreten und hatte die letzten Worte gehört.

Sie warf sich an meinen Hals und umschlang mich mit ihren Armen und schluchzte, daß dem Arzt die Augen feucht wurden vor Rührung. Zwei Tage noch, eine Galgenfrist! Zwei Tage noch zu leben mit der Gewißheit des Todes, heißt zwei Tage todt sein, bevor man gestorben ist. Wie weise ist die Einrichtung der Natur, nach welcher der Mensch nicht weiß, wann es mit ihm zu Ende geht, nach welcher er die Stunde seiner Auflösung nicht kennt. Ist der Tod da, nun, dann in Gottes Namen gestorben, aber den Tod zu erwarten, wie er langsam heranschleicht, wie Glied um Glied erstarrt, das ist entsetzlich!

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und ahnungslos, mit fröhlichem Lachen, hüpfte Jettchen, einen Blumenstrauß tragend, in's Zimmer und tanzte und sang und plauderte von der morgigen Spazierfahrt, und wie sie artig gewesen sei, um ja mitfahren zu dürfen.

O ewige Barmherzigkeit, warum so viele Qualen auf mein Haupt, warum vertheilt das Geschick so ungerecht seinen Segen und Fluch?

Als ich mein süßes, herziges Kind mit dem Engelsgesichtchen sah, als es die Aermchen



Astbau der Trauerweide.



Astbau der Birke.



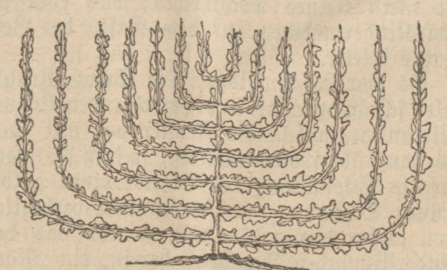
Astbau der Linde.



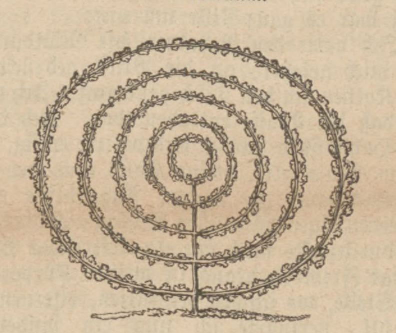
Astbau der Pyramidenpappel.



Astbau der Weide.



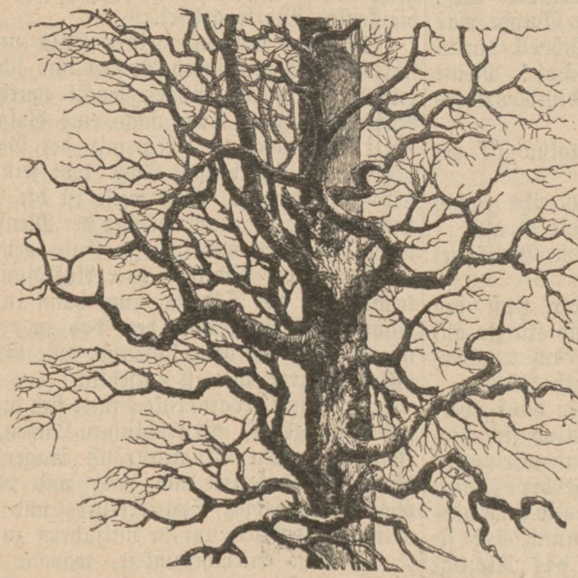
Kandelaberbaum.



Kreispalmette.



Astbau der Fichte.



Astbau der Eiche.



Astbau der Rüster.

Der Astbau verschiedener Baumarten. (S. 195)



Aufmunterung zur Freude. Gedicht von Ludwig Heinrich Christoph Hölty. Originalzeichnung von H. Merté.

um mich schlang und sein kindisches Geplauder an mein Ohr tönte, da war es mir, als müßte das Herz zerbrechen in tausend Stücke, und als ich in das klare Auge des Kindes blickte und mir daraus die arme, verlassene Waise entgegenschaute, die schon morgen keinen Vater mehr haben sollte, da brachen die lang verhaltenen Thränen sich gewaltsam Bahn, und ich weinte, weinte wie damals, als ich vom Mütterchen fortzog in die weite, weite Welt.

Es war Abend geworden, die Sonne längst untergegangen, nur purpurumsäumte Wölkchen flogen noch über die lichte Stelle, wo sie versank, wie die letzten Lieder, die ein sterbendes Dichterherz mit seinem Blute geschrieben. Ich verschmähte das Lager und hatte mich vor meinen Schreibtisch bringen lassen, denn es war noch so Vieles zu ordnen für Weib und Kind. Da lagen Manuskripte, Kinder meines Geistes, die ich geliebt, das Meiste unvollendet, Einiges erst skizzirt, und doch hatte ich von dieser Arbeit viel gehofft, hatte rastlos daran geschaffen, denn sie sollten mir einen Namen machen, sollten nebst Anerkennung klingenden Lohn bringen für mein Kind dort, für mein braves, treues Weib. Und jetzt mußte ich Alles unfertig zurücklassen, die Manuskripte theilweise unleserlich für jeden Anderen, sah die Arbeit so vieler Monate umsonst — sah die Aufgabe, die ich mir gestellt, nicht erfüllt.

Eben war der Druckerjunge um Manuskript gekommen für die morgige Nummer der Zeitung, der Diener hatte ihn mit der Botschaft abgefertigt: „Morgen erscheint kein Blatt."

„Morgen erscheint kein Blatt," hieß es in der Druckerei. Der Faktor schüttelte den Kopf, die Setzer verließen den Setzkasten, die Druckerjungen riefen fröhlich: „Feierabend!" und eilten nach Hause. Ich sah das Alles im Geiste. Der Korrektor legte den grünen Augenschirm weg und steckte die Brille in das Futteral.

Des Expeditor kam kopfschüttelnd zu meiner Frau und sagte besorgt: „Morgen erscheint kein Blatt, Frau Doktor, was werden die Abonnenten sagen?"

Arme Frau, was war ihr in diesem Momente die ganze Welt: ihr Mann lag im Sterben, und der war doch ihre Welt! Sie beschwor mich, jede Arbeit zu lassen und zu Bette zu gehen, damit meine Wunde sich nicht verschlimmere. Ich aber schrieb meinen letzten Willen nieder. Das Testament eines Poeten. Wie einfach, wie kurz! Da lag es:

„Was ich habe und besitze, gehört meinem Weibe und meinem Kinde. Denkt meiner in Liebe, der ich nur ein Glück auf Erden gehabt: euch. Gott segne, Gott schütze euch! Amen."

Wie viele Thränen vergoß Marie, als ich die Zeilen schrieb. Sie wich nicht von mir, sie reichte mir Alles, was sie mir an den Augen absah. Der Mond zog herauf und warf einen Strahl in das Zimmer, gerade auf das Bettchen, wo mein Kind schlummerte, ruhig und ahnungslos. Jetzt lächelte es und hob die Aermchen empor. Es träumte von seiner Mutter.

So zog eine Stunde meines Lebens um die andere vorüber, jede entführte einen Theil meiner Seele. Der tückische Zeiger der Uhr schien mir zu fliegen, ich wollte ihn gewaltsam zurückhalten, denn ich klammerte mich an die Welt, ich wollte noch leben, arbeiten für die Meinen. Bei jedem Schlage der Uhr bebte ich entsetzt zusammen und seufzte: „Schon wieder eine Stunde!" Die Mitternacht kam. Der Wächter vorn auf dem Walle rief die Stunde ab. Dann ging auch er zur Ruhe. Mein Herz aber fand nicht Ruhe noch Frieden.

Ich ordnete meine Angelegenheiten mit fliegender Hast, ich mußte den Meinen das Eigenthumsrecht der Zeitung wahren, Briefe schreiben, Verfügungen treffen. Jetzt schlug es Eins jetzt Zwei. Ich sank erschöpft zurück, meine Arme fielen herab, der Schlummer wollte sich auf meine Augen senken, aber im nächsten Momente fuhr ich rasch empor. Nein, nein, ich konnte und durfte nicht schlafen! Jede Minute, die ich verlor, war ein Diebstahl an den Meinen.

So wurde es Morgen, die Nebel wallten. Heller Dämmerschein fiel in das Zimmer, die Lampe erlosch. Es wurde kalt, mich fröstelte. Plötzlich jedoch überlief es mich glühend: es wird Tag, es ist Dein letzter. Da zog die Sonne herauf.

„Papachen!" rief ein helles Stimmchen; mein Kind lächelte mir von seinem Bettchen zu und rief: „Guten Morgen, Papachen!"

Die Mutter brachte mir die Kleine. Sie saß auf meinen Knieen und schlang ihre Aermchen um meinen Hals.

„Wann fahren wir?" rief sie und schüttelte ihr goldblondes Lockenköpfchen.

„Heute nicht, mein Kind."

„Warum nicht, Papachen, war ich unartig?"

„Nein, nein, mein Kind."

„Also fahren wir morgen?"

„Morgen," schluchzte ich, „morgen!"

Das Kind sah mich groß an und wandte sich ängstlich nach der Mutter um, es hatte ja noch nie Thränen gesehen im Auge des Vaters.

Der Arzt kam und legte mir einen frischen Verband an. Er war doch mein Hausarzt und dennoch hatte ich auf einmal alles Vertrauen verloren, ich setzte Zweifel in seine Kunst. Warum fand er die Kugel nicht? Warum mußte ich sterben?

Man brachte mich trotz meines Sträubens zu Bette. Jettchen sah nun, daß Papa krank war. Das machte sie traurig. Sie kam zum Bette und küßte meine herabhängende Hand. Dann nahm sie ihre Puppe und setzte sich mit ihr in eine Ecke.

„Still, mein Püppchen," lispelte sie, „nur ganz mäuschenstill, denn Papa ist krank."

Mein Weib saß an meiner Seite und lauschte den Anordnungen, die ich mit leiser Stimme gab. Ich fieberte, glühend heiß durchlief es meinen Körper, dann wieder eisig kalt.

Die Stunden zogen vorüber, eine nach der anderen, grauenvolle Stunden.

Es war gegen Mittag. Plötzlich hörten wir Lärm vor unseren Fenstern. Volksmassen strömten herbei, die Garnison kehrte von einem Manöver zurück, die Musikkapelle setzte wenige Häuser von uns zu einem lustigen Marsche ein und zog mit klingendem Spiel an uns vorüber, daß die Fenster dröhnten. Der Stab sprengte die Straße entlang. Da überflammte es jäh das Antlitz Mariens, ohne etwas zu sagen eilte sie hinaus.

Kurze Zeit darauf hörte ich rasche Schritte auf dem Flur. Die Thüre flog auf und mit meiner Frau trat ein uns bekannter Stabsarzt ein.

„Ei," rief er, „was muß ich hören, mein Herr Poet! Sie spielen auch mit Schießgewehren?"

Dann warf er die über und über mit Staub bedeckte Mütze auf den Tisch und trat zu mir. Er untersuchte die Wunde.

„Also die Kugel steckt noch d'rin?" fragte er.

„Doktor L. führte die Sonde bis an das Heft ein und fand sie nicht," lautete die Antwort.

Er wurde plötzlich aufmerksam.

„So tief? Warten Sie, mein Freund." —

Damit drehte er mich etwas unsanft, wie ich meinte, auf die Seite und fuhr mir mit der Hand über den Rücken. Plötzlich zuckte es eigenthümlich über sein Gesicht. Er betastete wiederholt eine Stelle meines Rückens, die Berührung schmerzte mich. Dann nahm er ein scharfes Instrument, ich empfand im nämlichen Augenblick einen empfindlichen Schmerz, wie von zwei rasch geführten Schnitten, dann war es wieder, als wühle Jemand in der entstandenen Wunde, und im selben Momente rief der Doktor: „Sie sind gerettet, hier ist die Kugel!"

Sie lag auf seiner flachen Hand.

Marie jauchzte auf und weinte vor großer, unbeschreiblicher Freude. Dann bedeckte sie mich mit glühenden Küssen.

„Mir auch einen Kuß, Papachen!" rief das kleine Jettchen, das herbeigekommen war.

Mit der einen Hand umfaßte ich Weib und Kind, die andere reichte ich meinem Retter.

„Gott vergelte es Ihnen, Doktor!"

„Hat schon vergolten, lieber Freund, wer solches Glück geschaffen hat, der ist belohnt mit Wucher."

— — — — — — — — — —

Das ist die Geschichte zweier Tage aus meinem Leben.

Der Revolver hängt noch immer über meinem Bette, aber er ist nicht mehr geladen.

Die verhängnißvolle Kugel jedoch trägt mein Kind in Gold gefaßt am Halse.

Toilettengeheimnisse aller Zeiten.

Ein Kapitel für die Leserinnen.

Von

A. Berthold.

(Nachdruck verboten.)

Die Toilette war zu allen Zeiten für die Frauen ein hochwichtiger Gegenstand, und wir wollen uns heute einmal nach allen den kleinen Geheimnissen umsehen, welche seit altersher von den Frauen bei der Toilette angewendet werden, um möglichst jung, schön und liebreizend zu erscheinen.

Eine Hauptrolle hierbei spielen die sogenannten kosmetischen oder Schönheitsmittel, deren Zahl heute Legion ist.

Die Narde war Jahrhunderte lang das berühmteste kosmetische Mittel der orientalischen Völker. Sie ist eine Pflanze, und zwar ein Strauch, von dem man den Saft der fettigen Blätter und Wurzeln zu Parfüms und Salben verwendete. Man schätzte die Narde so hoch, daß man ein Pfund von der besten Sorte mit ungefähr dreihundert Thalern nach unserem Gelde bezahlte, und nachweislich gab es sogar schon Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung Verfälscher dieser Narde, von welcher es verschiedene Arten gab, wie z. B. die kretische, die syrische, die gallische, die schwarze, die Landnarde u. s. w.

Der Extrakt aller Schönheitsmittel der Griechen und Römer ist in dem auf uns gekommenen werthvollen Werke des Cajus Plinius Secundus aufbewahrt, welcher uns in seinen siebenunddreißig Büchern der Naturgeschichte auch wiederholt Auskunft gibt über die Toilettenkünste, welche im Alterthum bei den Kulturvölkern angewendet wurden. An vielen Stellen seines Werkes finden sich diese Notizen zerstreut, von denen wir in Folgendem die wichtigsten anführen wollen.

„Um angenehm aus dem Munde zu riechen, soll man die Zähne mit Mäuseasche reiben; Einige setzen noch die Wurzel des Marathrums hinzu. Wenn man die Zähne mit einer Geierfeder stochert, bekommt der Athem einen säuerlichen Geruch; geschieht dies mit einem Stachel vom Stachelschwein, so bekommen die Zähne mehr Festigkeit. — Um Narben die gehörige Farbe wiederzugeben, gebraucht man Schaf- oder noch besser Widderlunge, Schaftalg mit Natron, die Asche einer grünen Eidechse, eine abgelegte und in Wein gekochte Schlangenhaut, Taubenmist mit Honig. Zur Vertreibung der Leberflecken: Taubenmist mit Wein; Kanthariden mit zwei Theilen Rautenblättern, welche

man bei Sonnenschein so lange liegen läßt, bis die Haut juckt, worauf man dieselbe abwäscht, mit Oel einreibt, jenes Mittel abermals auflegt und diese Operation mehrere Tage lang fortsetzt, doch ist darauf zu achten, daß kein allzu heftiges Schwären eintritt. Ferner empfiehlt man das Auflegen von Fliegen mit Kampherwurzel, unter altem Oele in einer hörnernen Büchse aufbewahrten weißen Hühnermist, Fledermausblut und Igelgalle mit Wasser. — Salben werden am besten in Alabasterbüchsen, riechende Salben am besten in Oel aufbewahrt, und je fetter das Oel, um so größer ist seine Erhaltungsfähigkeit, wie z. B. das Mandelöl. Auch das Sonnenlicht schadet *ihnen*; man bewahrt sie daher im Schatten in bleiernen Gefäßen. Proben davon nimmt man auf die äußere Seite der Hand, damit die Wärme des fleischigen Theils ihnen nicht schade. — Die Parfümerien sind unter den Gegenständen des Luxus die allerüberflüssigsten; denn Perlen und Edelsteine kommen doch auf die Erben, Kleider dauern eine Zeitlang, allein die Balsame verduften rasch und gehen in derselben Stunde, wo sie gebraucht werden, zu Grunde. Dabei sind sie im Grunde schändliche Verräther, denn wenn ein Weib nach Salben duftet, so zeigt sie damit an, daß sie nicht so riechen will, wie sie eigentlich riecht. Dabei kostet das Pfund feiner Salbe bis zu vier Denaren (175 Mark). So theuer kauft man ein Vergnügen, das nur Andere genießen, denn wer einen Balsam an sich trägt, riecht ihn ja selbst nicht."

Ein sehr ungalanter Herr, dieser Cajus Plinius Secundus! Er erzählt auch, daß es bei den Frauen üblich sei, sich die Wimpern täglich zu färben, ferner, daß die Parther die Kerne eines gewissen Apfelbaumes mit ihren Speisen kochen, damit ihr Athem einen angenehmen Geruch bekomme. Von der Kaiserin Poppäa, der Gemahlin des Domitius Nero, wird berichtet, daß sie stets fünfhundert Eselinnen mit sich herumführte, mit deren Milch sie sich täglich im Bade den ganzen Körper einrieb, weil sie glaubte, daß die Haut dadurch geschmeidiger und weißer würde.

Soweit der römische Schriftsteller. In Deutschland kannte man vor der Berührung mit den Römern weder Putzsucht, noch Toilettengeheimnisse, denn die Sitten unserer germanischen Vorväter zeichneten sich durch große Einfachheit aus. Erst als die Römer als Sieger in Deutschland einzogen, kam man hier zu der Kenntniß, sich die Haare zu färben oder zu bleichen, sich zu schminken, sich der Salben und Oele zu bedienen, und als die deutsche Nation dazu berufen wurde, die Trägerin der Kultur in Europa für Jahrhunderte zu werden, steigerte sich natürlich auch die Lust am Putz, steigerte sich der Werth der Toilettengeheimnisse.

Die Handelsverbindungen, welche Deutschland mit dem Orient, mit Spanien u. s. w. anknüpfte, trugen fortwährend dazu bei, den Luxus zu erhöhen. Dazu hob sich auch die Zahl der Schönheitsmittel. Was in jener Zeit Alles zu der Toilette einer Frau gehörte, darüber berichtet uns ein Chronist, welcher die Sitten und den Luxus des 16. Jahrhunderts geißelt, in folgender Weise:

„Apotheker können nicht genug Bleiweiß, Alaun, destillirten Essig, Bohnenwasser u. dergl. liefern. Man macht die Haut glänzend mit Pfirsichkernen, Wasser und Limonensaft. Man kräuselt das Haar und macht es auf der Stirn steif mit Dragant und Quittenkernen. Da hat man die schönsten und besten Spiegel, das beste Rosenwasser, den besten Geruch von Bisam, Zibet und Ambra, köstliche Kämme, Bürsten und Scheeren; da hat man Schachteln und Büchsen voll köstlichen Rezepten und Salben für alle Fälle. Da gehen ihre stattlichen Mägde oder Kammerzelter um sie her, finden allezeit etwas zu putzen oder zurechtzulegen, die Falten zu strecken. Da sieht man bisweilen die Damen am Fenster stehen, mit goldenen Ketten, Armbändern und Ringen, mit Perlen an den Ohren, mit schönen Blumen in der Hand. Die machen sich immer etwas zu schaffen mit stattlichen, mit Seiden und Gold gestickten Handschuhen. Um den Hals tragen sie ein köstliches Zobelhäutlein. Dabei unterstützen sie ihre Winke mit einem köstlichen Wedel (Fächer), den sie nicht aus der Hand geben."

Ja, die Fraueneitelkeit ging zuweilen so weit, sich Schönheitsmittel durch Verbrechen zu verschaffen, und nicht unerwähnt darf es bleiben, daß eine Frau nicht vor vielen Morden zurückschreckte, nur um ihrer Eitelkeit zu fröhnen. Die ungarische Gräfin Elisabeth Nadasdi, eine geborene Fürstin Bathori, ein schönes, aber nichtswürdiges Weib, dem die Erhaltung ihrer Schönheit über Alles ging, schauderte nicht davor zurück, sich in dem Blute junger Mädchen zu baden, wodurch sie ihre Schönheit zu erhalten glaubte. Nicht weniger als 650 Mädchen wurden auf ihre Veranlassung mit Hilfe einer Dienerin ermordet, bis ihre Unthaten entdeckt und sie zu lebenslänglicher Haft verurtheilt wurde.

Eines der gefährlichsten Gifte, nämlich das Arsenik, gehörte und gehört noch heute zu den „Toilettengeheimnissen" im schlimmsten Sinne des Wortes. Arsenik ist sehr oft der Hauptbestandtheil der Geheimmittel zum Färben von Haaren und Augenbrauen, zum Waschen, zum Schminken. Unbewußt kürzen dadurch Diejenigen, die solche Geheimmittel gebrauchen, ihr Leben durch eine allmälige Arsenikvergiftung ab und überliefern sich selbst elendem Siechthum. Aber auch mit Bewußtsein und Absicht wird von eitlen Frauen noch heute Arsenik genossen, um sich ein frisches, blühendes Aussehen zu geben, denn in der That hat das furchtbare Gift die Eigenschaft, Menschen und Thieren für eine kurze Zeit ein gesundes, frisches Aussehen, ja auch Körperfülle zu geben, wenn man sich an seinen Gebrauch durch das Einnehmen kleiner Dosen, die allmälig gesteigert werden, erst gewöhnt hat. Wehe aber der Unglücklichen, welche aufhört, das Gift zu nehmen! Sofort fällt ihre Gestalt zusammen, Siechthum und Krankheit, gewöhnlich auch rascher Tod stellen sich ein.

Es wurde bereits erwähnt, daß in Schminken, insbesondere in den weißen, sehr oft Arsenik enthalten ist; es mag deshalb hier auch noch ein anderes „Schminkgeheimniß" enthüllt werden. Aus Frankreich kommen in großen Massen die „Bezetten", d. h. Schminklappen, welche für den Gebrauch außerordentlich bequem sind, da sie aus Leinwandlappen bestehen, mit welchem man nur vorsichtig über die Wangen zu streichen braucht, um sofort eine liebliche, zarte Röthe zu erzeugen.

Wie wird aber dieses Toilettenmittel hergestellt, dem manche Frau ihre zarte Schönheit verdankt? In Frankreich, insbesondere in der Nähe von Montpellier, wächst eine Art Lackmuskraut, welches zur Klasse der Euphorbiaceen gehört. Diese Pflanze enthält einen weißen Saft, welcher schon im Alterthum bekannt war und zum Wegbeizen von Warzen und anderen Auswüchsen verwendet wurde, während man heute diesen weißen Saft zu Schminke verarbeitet. Die Blüthen und Früchte werden auf Leinwandlappen ausgepreßt und diese über faulenden, mit etwas Kalk versetzten Mist gehängt, weil dieser Ammonial entwickelt. Durch das Ammoniak verwandelt sich der weiße Saft in das schönste Roth, und nachdem die Lappen noch mit dem faulenden Mistwasser vorsichtig von der Rückseite angefeuchtet worden sind, ist das Toilettenmittel fertig. Wie würde mancher von einem Kuß auf die „rosige Wange" der Geliebten in den siebenten Himmel versetzte Liebhaber entsetzt sein, wenn er wüßte, daß diese Rosenfarbe mit Hilfe des obigen Mittels zu Stande gekommen ist.

Ein anderes Toilettengeheimniß, das von eitlen Frauen schon seit Jahrhunderten angewendet wird, ist der Hunger. Es gibt Frauen aus den besten Ständen, die in den glänzendsten Verhältnissen leben, und welche mehr Hunger leiden um ihrer Eitelkeit willen, als der ärmste Bettler, welcher an ihre Thür klopft. Und doch hungern diese Frauen nur, weil sie fürchten, ihre „Figur zu verlieren." Man glaubt es nicht, welche Entbehrungen sich deshalb gerade Damen in älteren Jahren, in denen die Anlage zum Dickwerden mehr hervortritt, auferlegen.

Gegentheiligen Bestrebungen, als bei diesen Damen, begegnet man bei den Schönheiten in den türkischen Harems. Die Türken lieben an ihren Frauen die üppige Gliederfülle, und daher wendet jede Haremsdame alles Mögliche an, um sich diese Fülle zu verschaffen. Mittel dazu sind sehr warme Bäder und der Genuß von Süßigkeiten, da Rohrzucker eine geradezu „mästende" Wirkung ausübt.

Die Ansichten über das, was zur Schönheit gehört, sind bei den verschiedenen Frauen selbst sehr verschieden, und gewöhnlich wünscht man sich das am lebhaftesten, was man selbst nicht hat. Während die blasse Frau alle Schminkkünste aufwendet, um sich eine möglichst natürliche Röthe der Wangen zu verschaffen, findet eine andere, von Gesundheit strotzende Frau die Röthe ihrer Wangen abscheulich und so „entsetzlich gewöhnlich", daß sie alle Künste versucht, um blaß zu werden, weil sie dann sehr „interessant" auszusehen glaubt. In gewissen Gesellschaftskreisen wird in diesem Falle von Frauen das Trinken von Essig angewendet, weil dieser in der That allgemeine Blutarmuth und Blässe hervorruft. Die Anwendung dieses Getränkes ist wahrlich kein Vergnügen, und energisch genug wird wohl der Magen der betreffenden Frauen gegen die Füllung mit Essig protestiren, aber es hilft Alles nichts, wo die Eitelkeit und mit ihr die „Toilette" in's Spiel kommt, sind die „zartesten" Frauen sehr oft rücksichtslos und barbarisch gegen sich selbst.

Zu der „interessanten" Blässe des Gesichtes gehören auch sehr nothwendig recht „schmachtende" Augen, welche sich Frauen, die alle Toilettengeheimnisse kennen, dadurch verschaffen, daß sie mit geschickter Hand, vermittelst eines Pinsels und schwarzer Tusche, einen runden Strich unter das Auge ziehen, welcher von der Gegend der Nase um den Augapfel herumgeht und diesen außerordentlich groß und leuchtend erscheinen läßt. Zu diesem Experiment gehört aber sehr viel Uebung und auch gutes Färbematerial, welches ja indeß überall unter der Firma der „Schönheitsmittel" zu kaufen ist.

Wie viel solcher erkaufter Schönheitsmittel gerade heute von den Frauen benutzt werden, wissen diese selbst am besten, und die Kosmetik ist heute eine „Wissenschaft", die nicht nur alle Künste der Chemie in Anspruch nimmt, sondern auch eine ungeheure Anzahl von Schwindlern reichlich nährt. Mit der Fabrikation von Schminken und Puder erwerben geschickte Spekulanten ganze Vermögen, und insbesondere in Frankreich hat sich die Fabrikation von Schönheitsmitteln und der Schwindel mit denselben in letzter Zeit außerordentlich gehoben.

Von Frankreich her kommt auch jene fürchterliche Mode der „plastischen Kosmetik". Um der Haut nämlich ein jugendfrisches und weißes Ansehen zu verleihen, wird Gesicht, Brust, Hals und Nacken mit einer Art Paste die aus Wachs und Klebestoffen zusammengesetzt ist,

überstrichen und von kunstfertiger Hand geglättet. Diese Operation nimmt fast einen ganzen Tag in Anspruch und soll recht lästig sein, ebenso wie das beständige Tragen dieses plastischen Ueberzuges auf dem oberen Theile des Körpers. Dafür braucht aber diese Operation nur alle Monate einmal wiederholt zu werden. In der Zwischenzeit allerdings darf sich die also gepanzerte Dame nicht waschen, höchstens mit einem feuchten Tuch abreiben.

Zum Schluß wollen wir den Leserinnen ein Schönheitsmittel verrathen, welches sehr billig ist und hundertmal mehr Erfolg hat, als alle anderen Schönheitsmittel, selbst die besten und theuersten, zusammengenommen, und dieses Schönheitsmittel für Frauen heißt: „Lebe natur- und vernunftgemäß in allen Dingen, und sorge für Reinheit nicht nur des Körpers, sondern auch der Seele." — Ein besseres Schönheitsmittel als dieses gibt es nicht und wird es auch niemals geben.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Schöner Erfolg. — Es war in der Nacht unmittelbar nach der ersten Aufführung des neuen Scribe'schen Schauspiels „Malvine, oder die Heirath aus Neigung", worin der Verfasser das Unglück eines jungen Mädchens schildert, das sich von ihrer Leidenschaft hatte hinreißen lassen, mit ihrem Geliebten, einem ihrer gänzlich unwürdigen Schurken, aus dem elterlichen Hause zu entfliehen. Eben hatte es zwei Uhr geschlagen und Scribe, der Verfasser, suchte vergebens die Ruhe; noch immer war es ihm, als schlügen die Beifallsspenden an sein Ohr. Plötzlich hörte er Tritte, auf der Treppe und in den Zimmern entsteht Bewegung und es lassen sich Stimmen vernehmen. Ein Diener kommt endlich herein zu ihm in's Schlafzimmer.

„Was geht denn vor? Was begehrt man von mir?" fragte Scribe.

„Ich habe," entgegnete der Bediente, „Ihnen einen sehr eiligen Brief zu überreichen; hier ist er. Eine Dame hat ihn gebracht und dringend gebeten, ihn sofort in Ihre Hände zu legen."

Scribe nahm das Schreiben, öffnete es und überflog seinen Inhalt mit den Augen. Sein Interesse nahm sichtlich zu und er las wiederholt und langsam den Brief durch. Und was las er? Der Brief war von einer augenscheinlich den besten Kreisen angehörenden Dame mit zitternder Hand geschrieben; es waren nur wenige Zeilen, aber sie erfüllten das Herz des Dichters mit Stolz. Der Inhalt lautete:

„Mein Herr! Ich wohnte diesen Abend mit meiner Tochter der ersten Vorstellung von ‚Malvine' bei. Nach unserer Rückkehr warf sich meine Tochter mir zu Füßen und gestand mir unter Schluchzen, daß sie auf dem Punkte gestanden habe, dasselbe zu thun, was Ihre ‚Malvine' so sehr zu bereuen Ursache hatte. Ihr Stück hat ihr die Augen geöffnet, ihr Gewissen beruhigt und ihre Leidenschaft zerstört; sie fühlt aufrichtige Reue und befindet sich in meinen Armen. Wir weinen vor Freude, vor Dankbarkeit. Sie werden uns nie kennen lernen, aber seien Sie überzeugt, daß Ihr Name uns stets heilig bleiben wird. Könnte doch dieser Gedanke einigen Werth für Sie haben! Sie haben uns die Ehre und das Leben gerettet." [E. K.]

Der Zerstreute. — Von Dr. Chivac, dem Leibarzte des Herzogs von Orleans, erzählt man sich, er sei stets so beschäftigt gewesen, daß er an seine eigene Gesundheit nie gedacht habe. Endlich ging's doch nicht mehr, ein heftiges Fieber warf ihn nieder. Da faßte er sich zerstreut an den Puls und murmelte vor sich hin: „Der Kerl ist verloren! Das kommt von der unbegreiflichen Dummheit dieser Leute, daß sie immer erst den Arzt rufen, wenn's zu spät ist!" [D. C.]

Ein fanatischer Verehrer Dante's. — Ein venetianischer Edelmann hatte nicht weniger als zweiundzwanzig Duelle zu bestehen, um seine Behauptung zu verfechten, daß Dante ein größerer Dichter sei, als Ariosto. Im letzten Zweikampfe zum Tod verwundet, gestand er auf seinem Todtenbette seinem Beichtvater, der ihn fragte, weshalb er eigentlich ein so fanatischer Verehrer Dante's sei und ihn so viel höher schätze als Ariosto, daß er weder den Einen noch den Anderen je gelesen habe. [A. St.]

Humoristisches.



Vermuthlich.

Professor: Können Sie mir sagen, um welche Zeit die Seeschlacht bei Salamis geschlagen wurde?

Kandidat: Ich vermuthe, so zwischen Morgens sieben und sechs Uhr Abends.



Das Gegentheil.

Arzt: Ich weiß, wo ich Ihr Uebel zu suchen habe; das Trinken scheint nämlich Ihre schwache Seite zu sein.

Patient: Im Gegentheil, Herr Doktor, das ist gerade meine starke Seite!

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 26.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 24:
Den Feind fürchte am meisten, der dein Freund gewesen.

Logogryph.

Es ist in Oldenburg ein Ort,
Kopflos ein kurzes Abschiedswort,
Und ohne Füße — keine Frage! —
Spracht ihr's an eurem Hochzeitstage.

Auflösung folgt in Nr. 26. Emil Root.

Räthsel.

Mächtig zieh' ich als Fluß durch Indiens reiche Gefilde;
Wenn ihr zwei Zeichen versetzt, tön' ich euch lieblich in's Ohr.

Auflösung folgt in Nr. 26. C. Leo.

Auflösung von Nr. 24:

des Quadrat-Räthsels: Errathen.

P	F	**E**	R	D
F	**R**	A	**N**	Z
R	H	O	N	**E**
D	**A**	C	**H**	S
R	A	**T**	T	E

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.